

Patientenkompetenz

Erhard Taverna

Wofür Patientenkompetenz steht ist nicht ganz einfach herauszufinden. Nur ein weiterer Begriff für Autonomie, Mündigkeit und Selbstbestimmung oder «empowerment» für deutschsprachige Leser? Zusammen mit Andrea Hofmann von Lichtenberg und Prof. Dr. med. Nagel versuchen wir eine Klärung. Beide haben eine Krebserkrankung überlebt und aus der eigenen Erfahrung berufliche Konsequenzen gezogen. Frau Hofmann hat nach zehnjähriger Arbeit mit Onkologiepatienten in der Klinik im Park und Erfahrungen mit Brustkrebspatientinnen in Selbsthilfegruppen eine elektronische Plattform für Patienten aufgebaut: www.patientenforum.ch. Herr Nagel war Ordinarius für Innere Medizin und Onkologie an der Universität Göttingen, Präsident der Deutschen Krebsgesellschaft und gründete anschliessend die Klinik für Tumorbiochemie in Freiburg im Breisgau. Seit seiner Pensionierung ist er Stiftungsvorstand der von ihm gegründeten www.stiftung-patientenkompetenz.org.

Die Gesprächspartner sind überzeugt, dass der Patient als Koproduzent von Gesundheit im Gesundheitswesen vernachlässigt wird. Sie behaupten unterschiedliche Denkstile: der Mediziner betrachte die Erkrankung als weitgehend autonomes Körpergeschehen, als eine Frage der Immunabwehr. Der Erkrankte definiere sein Schicksal über seine eigene Abwehr und meine damit persönliche und soziale Eigenkräfte. Für ihn hänge die Verlaufsprognose wesentlich von seinen selbstgetroffenen Massnahmen ab. Die Rede ist von Selbstregulation des Organismus und alternativmedizinischen Verfahren. Die Eigenkompetenz wird definiert als Fähigkeit, sich den Herausforderungen der Krankheit zu stellen, dabei persönliche Bedürfnisse zu berücksichtigen, die Autonomie zu wahren und die eigenen Zielvorstellungen zu verfolgen. Was geschieht, wenn diese Vorstellungen mit den ärztlichen nicht mehr kompatibel sind? Führt dann noch mehr «Patientennavigation» zum handlungsfähigen, kompetenten Patienten? Das Patientenforum bietet Vorträge und Workshops, in verschiedenen Kliniken der Hirslandengruppe, mit Themen zu Krebs und Ernährung, evidenzbasierter Komplementärmedizin, Iscadorbehandlung, Tamoxifen (Femara), Mündigkeit und weite-

ren Folgen der Chemotherapie. 10 bis 70 meist weibliche Teilnehmer, Patienten und Angehörige, hören Referate von Fachpersonen, diskutieren, fragen und tauschen Erfahrungen aus. Das Schwergewicht liegt bei onkologischen Themen, neu sind auch Diabetiker und Demente im Programm. Das Ziel ist Aufklärung durch Fortbildung und Erfahrungsaustausch unter allen beteiligten Kranken und Therapeuten. Die Compliance werde dadurch besser, die Betroffenen würden, obwohl überdurchschnittlich informiert, letztlich weniger Leistungen konsumieren. Bewiesen ist das allerdings nicht, sowenig wie die Frage, ob die angestrebte Patientenkompetenz langfristig die Krankheitsprognose verändert. Die Stiftung von Prof. Nagel, die das Patientenforum mitfinanziert, will mit Forschungsprojekten offene Fragen klären. Umfragen sollen die Patientenerwartungen erkunden, Mittel und Verfahren der Alternativmedizin getestet und Langzeitverläufe protokolliert werden. Die Abteilung für Psychoonkologie aus Freiburg hat, in Zusammenarbeit mit mehreren Krebszentren, Studien erarbeitet, die den Stellenwert der Patientenkompetenz für den Verlauf von Tumorerkrankungen untersuchen. In Deutschland bestehen Netzwerke mit Apotheken, die ihre Patientenberatung ausbauen und durch ein eigenes Callcenter unterstützen. Das pharmakologische Institut der Universität Frankfurt untersucht seit Januar 2005 Messmethoden, die freie Radikale als oxidative Stressmarker mit Schnelltests nachweisen sollen.

Mikronährstoffe spielen in diesen Projekten eine auffallend zentrale Rolle. Der Umsatz mit Zusatzstoffen wie Vitamine, Mineralstoffe und Spurenelemente ist ein grosses Geschäft. Soeben hat die Schweizerische Studiengruppe für «Komplementäre und Alternative Methoden bei Krebs (SKAK)» eine ausführliche Dokumentation «Vitamine und Ernährung bei Krebserkrankungen» publiziert. Es gibt mehr Vermutungen als gesicherte Erkenntnisse über Referenzwerte für die tägliche erforderliche Nährstoffaufnahme unter Chemotherapie oder während einer Rekonvaleszenz. Randomisierte Studien fehlen weitgehend und von Radikalmessungen in der Praxis ist nicht die Rede. Auch nicht von Nutri-genomik, einem neuen Trend aus den USA, wo

DNS-Analysen dem kompetenten Absender eine individuelle Radikalfängerdiät zusammenstellen. Auffallend viele Sponsoren der deutschen Stiftung stammen aus der Supplementbranche. Es wäre schade, wenn Marketing- und Verkaufsinteressen von Industrie, Labors, Spitälern, Apothekern und Ärzten unter dem Etikett der «Pa-

tientenkompetenz» vor allem den Eigenprofit förderten.

Eine gewisse Skepsis bleibt auch nach dem Gespräch und auch etwas Bedauern mit allen Patienten, die sich im riesigen Angebot der Informanten und Berater zurecht finden sollen. Ihnen wird einigiges zugemutet, vielleicht zuviel.

Beim Zahnarzt

K. Mohtadi

Mein Zahnarzt ist ein Mittvierziger, ein mittelgrosser Typ mit einem runden Kopf, gutgeschnittenen und aufeinander abgestimmten Gesichtszügen. Ein ehemaliger Gewichtheber von nationalem Rang und mit internationaler Erfahrung. In der kleinen Diele seiner Praxis hängt ein schriftliches Dokument über seine sportliche Höchstleistung. Sein Eid ist an der Wand des eher karg eingerichteten Warteraumes angebracht. Das Diplom wird hingegen nicht präsentiert; der Eid soll die Existenz des Diploms bezeugen.

Er entdeckt heuer bei der Untersuchung drei sanierungsbedürftige Zähne. Wie ich trotz ernsthaftem Zähneputzen das ganze Jahr hindurch zu den Karies komme, weiss ich nicht. Er zündet sich eine Zigarette an und macht einen tiefen Zug. Ich schlage vor, mit dem oberen linken Molaren zu beginnen. Er zieht einen Mundschutz an, den er zwischendurch herunterschiebt.

Ich weiss nicht, ob Sie sich darüber auch schon Gedanken gemacht haben, was bei einem Zahnarzt nebst feinfühligem Umgang mit Patienten und fachlicher Kompetenz noch von Belang ist. Er muss gepflegte Zähne, geputzte Nasenlöcher und keinen Mundgeruch haben. Dies war in unserem Fall für beide Parteien erfüllt. Nach der Indikation einer Behandlung erscheine ich am nächsten Tag in der Praxis. Die Assistentin gibt mir zur Kenntnis: «Wir haben heute Stromausfall. Unser Aggregat macht Lärm und liefert dazu ungenügend Strom, weswegen wir es höchstens für die Beleuchtung brauchen können.» Ich setze mich auf einen unbequemen Stuhl, um nicht vis-à-vis der verschleierte Frau im Sessel, die meinen verzögerten, unsicheren Gruss halbherzig erwidert, sitzen zu müssen. Ich komme mir durch mein linkisches Verhalten in

diesem Land vor wie ein Retardierter. Ich vergesse sie und mich bald und versinke in mein Taschenbuch «Heimatmuseum» von Siegfried Lenz. Meine Augen streifen die Zeilen, über die ich fast nichts zu sagen habe: «Ich weiss, ich weiss: Heimat, das ist der Ort, wo sich der Blick von selbst näst, wo das Gemüt zu brüten beginnt, wo Sprache durch ungenaues Gefühl ersetzt werden darf [...].»

Ein Kühler beginnt zu trommeln. «Herr Mohtadi bitte!» Ich setze mich auf den Stuhl, schmiege mich hin und lege den Kopf an den Kopfbacken, strecke die Beine aus und stelle die Füsse auf die Stütze: Ich liefere mich aus, mache mich gefasst, die Zeremonie beim Zahnarzt über mich ergehen zu lassen. Wir nehmen also den oberen linken Molaren! «Mit oder ohne?», fragt er mich. «Was meinen Sie?» «Wollen Sie mit oder ohne Anästhesie?» Ein zähes, schwunghaftes, nasales: «Na ja» meinerseits. In der Tat will ich keine Heldentat begehen, eine Versuchung ist es doch, die Schmerzen zu ertragen. Damit kann ich auch nach der Behandlung das «bamstige» Gefühl und den scheinbar geschwollenen Lippen entgehen. Er wolle keinen Folterer spielen, meint er. Die Nazis haben ihn eingeführt. «Haben Sie auch den Film mit Dustin Hoffmann gesehen?», frage ich. «Ja, ja! Hätten die Deutschen den Krieg gewonnen, sähe die Welt anders aus und wir hätten heute diese Plage in unserer Region nicht.» Ich schweige nachdenklich.

«Es gibt vierzehn Arten von Zahnschmerzen, und nur eine Form gehört zu den drei unerträglichen Schmerzen», führt er aus. «Neben Nierenkolik soll eine Art Augenkiste die Schwelle des noch Erträglichen überschreiten.»

Korrespondenz:
Dr. med. Kazem Mohtadi
Psychiatriezentrum
Luzerner Landschaft
CH-4915 St. Urban

Er ist so dünn wie Porzellan. «Nein, es ist nicht meine Füllung!» Er bohrt. Ich schmecke die gebohrte Masse, konzentriere mich auf die Schmerzen und erwarte stärkere, je tiefer er bohrt. Wie viele Töne wohl der Bohrer in dem Munde erzeugt, versuche ich akustisch festzustellen, um mich von den Schmerzen abzulenkten.

Das Telefon klingelt. Er spricht mit einer hochrangigen Beamtin der Universität. Es geht um seine Pension und Einsätze an der Front.

Er beginnt wieder zu bohren mit einem neuen Bohrkopf. «Insgesamt achtmal war ich an der Front, jedes Jahr mindestens für einen Monat. Ich hätte auch vor Jahren ins Ausland gehen können, doch die Umstände haben es nicht erlaubt. Was kann schon ein Zahnarzt an der Kriegsfrent. Am meisten hat man ‹Psychiater› gebraucht!» Ich lasse den ‹Hieb› weich in mir sitzen. Hätte ich den Schlauch und seine halbe Hand mit dem Bohrer nicht im Mund, welche verzweifelte Erklärung könnte ich schon abgeben?

«Ein Patriot verteidigt seine Heimat, damit die Kinder nicht unter Feindes Herrschaft aufwachsen und die Erwachsenen, wenn nicht in Freiheit, doch nicht in Knechtschaft die Fron verkaufen müssen.» Er fährt fort: «Ich musste vor allem Granatsplitter entfernen und die Wunden versorgen. Ein voller Bus Ärzte und Medizinpersonal fuhr jeweils Richtung Front. Wir kannten einander meistens nicht. Der erste, der sich zu mir setzte, regte sich über mein Rauchen auf und wechselt den Platz; dem zweiten sagte ich, bevor er sich niederlassen wollte, dass da geraucht werde. Er beruhigte mich, dass er auch Raucher sei. Er hatte aber an meinen Beruhigungsmitteln etwas auszusetzen. Er war Psychiater und meinte, ich würde süchtig. Wissen Sie, was Sie täten, würde man Ihnen eine elektrische Säge in die Hand drücken, womit Sie täglich in einem Lazarett Beine und Arme junger Menschen am-

putieren müssten? Ich schluckte eine Handvoll Valium 10, und der Psychiater, der mich damals zurechtgewiesen hatte, zitterte nach ein paar Wochen und schluckte auch! – An der Südfront amputierten indische Ärzte in den Anfangsjahren des Krieges unzählige Verletzte; man hätte sicher viele retten können, wäre man auf den Krieg vorbereitet gewesen.»

«Spülen Sie bitte aus!» Er macht einige Züge an seiner Zigarette, ich wische mir den Mund ab. Dann nimmt er die Luftpumpe und pustet den gebohrten Zahn; die Zahnnerven werden davon berührt! «Ich beginne ihn zu füllen», orientiert er mich. «Es ist mir in der Tat nichts passiert, nicht einmal eine Explosionswelle hat mich erwischt, ich habe nur drei Zähne verloren und einen Splitter gekriegt. Es war sehr heiss an der Front, wissen Sie! Jene, die eine Gasmaske hatten, trugen sie wegen der Hitze nicht, und die Masken waren nicht von guter Qualität. So starben manche Ärzte samt Operationspersonal und Patienten durch Giftgas. Man riecht plötzlich etwas Süßliches, und er ist es, der Tod. Wie wollen Sie denn dort operieren, wo ununterbrochen Feuer und Giftgas ihr Schreckgespenst verbreiten? Nach einem Angriff war im Spital ‹Bachtaran› kein Flecken frei, auf den man einen Fuss hätte setzen können; achttausend Verletzte lagen im und um das Spital mit Verbrennungen aller Grade, blutüberströmten, zerfetzten Gliedern, geplatzten Bäuchen mit blossgestellten Eingeweiden und einem Getöse aus Stöhnen, Winseln und Jaulen. Und ich, der Zahnarzt, heulte mich zunächst satt, bevor ich mich im Griff hatte, als ich das Spital betrat. Schlimmer als der uns aufgezwungene Krieg war der uns auferlegte Frieden mit hunderttausend ‹Selbstmördern› unter den Waffen.»

«Spülen Sie bitte aus! Ich muss ihn noch polieren. Ja, von der Diskussion über Amalgam habe ich auch gelesen. Amalgamersatz ist für uns eine Zukunftsmusik.»